

Der Türkeneinbruch von 1529 und die Entstehung des Lutherliedes: Ein feste Burg ist unser Gott.

Von Walter Friedensburg, Wernigerode

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift befaßt sich Herr Pfarrer Mehl in Schlettau (Saale) mit der Auslegung des Lutherliedes, ausgehend von der Wendung am Ende der dritten Strophe „Ein Wörtlein kann ihn fällen“.¹⁾ Zu gesicherten oder auch nur bestimmten Ergebnissen kommt die Untersuchung nicht: ja, der Verfasser bekennt, daß, je länger er sich mit seinem Thema beschäftigt habe, desto verworrener und mysteriöser es ihm geworden sei angesichts der abweichenden Auslegungsversuche seiner Vorgänger. „Da steht“, sagt er, „eine Auffassung gegen die andere und ein Gelehrter tut den andern ab.“ Zur Frage der Entstehungszeit des Liedes nimmt Mehl nicht eigentlich Stellung, sondern begnügt sich, die chronologischen Ansätze, zu denen die Forschung gelangt ist, aufzuzählen. Muß es nun dabei bleiben? Wohl scheint eben angesichts dieser Verschiedenheit der Ansichten der einzelnen Gelehrten, deren Namen in der Lutherforschung durchweg einen guten Klang haben, die Aussicht auf eine einwandfreie Lösung der ohne Zweifel obwaltenden Schwierigkeiten nicht eben groß. Allein wenn man der Sache nähertritt, so wird man bald erkennen, daß verschiedene der aufgestellten Ansichten sich ohne Umstände zurückweisen lassen, weil sie feststehenden Tatsachen oder Daten widersprechen. So zeigt sich die Verlegung der Dichtung in die Feste Koburg während Luthers Aufenthalt dort zur Zeit des Augsburger Reichstags von 1530 sogleich als unhaltbar angesichts des Umstandes, daß das Lied (worauf wir zurückkommen) schon in einem Gesangbuch vom Jahre 1529 gedruckt vorgelegen hat. Auf nicht viel festeren Füßen steht die von mehreren Gelehrten verfochtene Ansicht, Luther habe die „Feste Burg“ im Frühjahr 1521 während des Wormser Reichstages oder auf der Reise dorthin — in Worms oder Frankfurt — abgefaßt; denn gegen diese Annahme erhebt sich (abgesehen von sonstigen schweren Anstößen, auf die hier nicht einzugehen ist) das Bedenken, wo denn die Dichtung vom Jahre 1521 bis zu ihrem frühesten Auftauchen acht Jahre später verblieben

¹⁾ 18. Jahrgang (1936) Heft I S. 3—18.

sei? Es ist sicherlich im höchsten Grade unwahrscheinlich anzunehmen, daß Luther die lebenssprühende Dichtung so lange Jahre in seinem Pult verwahrt haben sollte, bevor er sie veröffentlichte. Luther hat seine schriftstellerische Tätigkeit nie mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt und durchweg das jeweils Vollendete ohne Verzug der Öffentlichkeit vorgelegt; ja, er hat sich nicht selten kaum vor dem Drucker zu retten gewußt, der ihm wohl das halbfertige Manuskript aus den Händen riß. Wollten wir aber trotzdem als möglich unterstellen, daß die „Feste Burg“ acht Jahre unveröffentlicht und unbekannt liegengeblieben wäre, so müßte man doch mindestens die Gründe darlegen oder wenigstens einigermaßen plausibel machen können, die Luther bewogen haben sollten, ebensowohl einmal das Lied so lange zurückzuhalten wie endlich damit hervorzutreten.

Es zeigt sich hier die Bedeutung, die für das Verständnis des Liedes der Zeitpunkt seines Erscheinens in der Öffentlichkeit besitzt. Hier bietet sich uns im Irrsal der abweichenden Meinungen der einzige feste Punkt dar, der Punkt, von dem daher jede methodische Untersuchung ausgehen muß. Nun haben wir schon berührt, daß ein Gesangbuch des Jahres 1529 das Lied dargeboten hat. Von diesem Gesangbuch hat sich zwar kein Exemplar erhalten, die nachfolgenden Wittenberger Gesangbücher aus dem Anfang der dreißiger Jahre verbürgen uns jedoch die Aufnahme des Liedes in jenen Druck von 1529. Gänzlich in der Luft steht dagegen die hier und da begegnende Vermutung, daß das Lied schon 1528 existiert habe; etwas Haltbares ist darüber nirgends vorgebracht worden.

So ergibt sich nun für uns die Aufgabe, zu untersuchen und festzustellen, was um das Jahr 1529 Luthers Gedanken die Richtung gegeben und ihn in dem Maße in Anspruch genommen haben könnte, daß daraus der Inhalt des Liedes sich ableiten und erklären läßt.

Halten wir danach Umschau, so stoßen wir auf jene Episode, die man gewöhnlich als die „Päpstlichen Händel“ bezeichnet, nach dem Ausdruck Rantes eine der seltsamsten Verwicklungen, die wohl jemals vorgekommen sind.²⁾

Die Angelegenheit greift bis ins Jahr 1527 zurück. Am 15. Mai dieses Jahres war eine Reihe eifrig katholischer, geistlicher und weltlicher Reichs-

²⁾ L. von Ranke, Deutsche Geschichte (Neudruck Zindel) Bd. 3 S. 25 (1933).

fürster bei König Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, in Breslau zusammengetroffen. Und hier sollte nun bei diesem Anlaß ein Bündnis gegen die Evangelischen, in erster Linie den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, abgeschlossen worden sein, die, wenn sie im Luthertum beharrten, von Land und Leuten vertrieben werden sollten. Der Kanzleiverweser Herzog Georgs von Sachsen, des feindlichen Schwiegervaters Landgraf Philipps, hatte sich Anfang 1528 bei letzterem eingefunden, ihm von dem Bündnis Mitteilung gemacht und die Bündnisurkunde, zwar nicht im Original, aber doch in einer anscheinend authentischen Abschrift, vorgewiesen. Heutzutage zweifelt kein Historiker mehr daran, daß die Urkunde von Paß gefälscht worden ist und jenes Bündnis nie bestanden hat; damals jedoch war die Atmosphäre zwischen den Evangelischen und den Anhängern der Papstkirche in Deutschland infolge verschiedener Umstände, die hier darzulegen zu weit führen würde, dergestalt vergiftet, daß man sich gegenseitig beargwöhnte, zumal aber das kleine Häuflein der Evangelischen den überlegenen Gegnern das Schlimmste zutraute. Bei dieser Lage der Dinge hat nicht nur der feurige, junge Landgraf den Mitteilungen Paßes alsbald uneingeschränkten Glauben geschenkt, sondern auch seinen Bundesgenossen, den bedächtigen sächsischen Kurfürsten, zu seiner Auffassung gebracht, und mit diesem auch Luther. Letzterer gewann ebenfalls die Überzeugung von einem drohenden Gewaltstreich der konfessionellen Widersacher und ließ sich hernach nur schwer von seinem Irrtum überzeugen. Darf man nun deshalb annehmen, daß der Reformator hier den Antrieb zur Abfassung der „Festen Burg“ gefunden haben könnte? Mehrere Forscher sind dieser Auffassung, für die auch noch jüngst Kirchenrat Steinlein in einem ausführlichen Aufsatz des „Deutschen Pfarrerblatts“ eingetreten ist.³⁾ Allein irgendein positives Anzeichen für derartige Zusammenhänge vermögen die Vertreter dieser Ansicht nicht vorzubringen; die einfache Erklärung, daß unter dem „alten bösen Feind“ der Teufel zu verstehen sei, kann nicht befriedigen. Zu irgendwelcher Kundgebung haben die Paßischen Händel Luther nicht veranlaßt; nur mittelbar spielen sie in seine gegen Herzog Georg von Sachsen gerichtete Schrift „Von heimlichen und gestohlenen Briefen“ hinein, die 1529 abgefaßt worden ist⁴⁾; während der kritischen Zeit im Jahre vorher, als

³⁾ Jahrgang 1936 Nr. 29 und 30 (S. 507f., 532f.).

⁴⁾ Herausgegeben von S. Cohrs und A. Goetze in Wl. 30, 2 S. 1—48.

der Landgraf ungestüm darauf drang dem Gegner zuvorzukommen und zum Krieg wider sie rüstete, hat sich der Reformator dem aufs schärfste widersetzt und dadurch das Vaterland vor unabsehbaren Wirren und Leiden bewahrt.

Trotzdem ließ sich auch die nächste Zeit für die Evangelischen kritisch an. Auf dem zum Frühling 1529 nach Speyer einberufenen Reichstag⁵⁾ bezeugte sich die katholische Mehrheit in der Religionsache derart feindselig, daß die Evangelischen endlich zu jenem weltgeschichtlichen Protest vom 19. April 1529 schritten, der in Gewissenssachen ein Mehrheitsrecht nicht anerkannte. Die Ausleger des Lutherliedes sind auch an diesen Ereignissen nicht ganz vorübergegangen. Von Luther wissen wir, daß ihn der Gang, den die Reichsversammlung nahm, schwer enttäuschte und zu bitteren Auslassungen über jene Fürsten und Stände in Speyer veranlaßte, denen das Fleisch- und Fischessen und dergleichen Narrenwerk zumeist am Herzen liege. Von der Stimmung des Reformators aber, die hier zutage tritt, führt augenscheinlich keine Brücke zum Lutherlied. Überhaupt kann man, scheint mir, wenn man sich in letzteres vertieft, sich der Empfindung kaum erwehren, daß hier Töne erklingen, die durch die inneren Händel des engeren Vaterlandes kaum ausgelöst werden konnten. Und da erinnere man sich nun, daß das mutmaßliche Entstehungsjahr des Lutherliedes das nämliche ist, das den ersten ernstlichen Versuch der Osmanischen Türken sah, in die Zentralländer des christlichen Abendlandes einzubrechen. Ist es undenkbar, daß hier Zusammenhänge bestehen?

Da wird dann zunächst zu fragen sein: wie hat der Reformator sich bei dieser Gestaltung der Dinge und überhaupt zur Türkenfrage verhalten, die ja in jenem Zeitalter das Abendland so tief bewegte? Hat Luther gleichgültig beiseite gestanden? Keineswegs, sondern er hat schon bald die Rolle des verantwortlichen Beraters seiner Volksgenossen auf sich genommen und dem drohenden Unheil gegenüber die lebhafteste Teilnahme gezeigt. Man sollte dieser Stellungnahme des Reformators gegenüber eigentlich annehmen, die Forschung über die Entstehung des Lutherliedes müßte hier von Anfang an Morgenrot gewittert haben. Allein das wäre ein Irrtum; sie hat sich vielmehr der Prüfung, ob hier vielleicht Zusammenhänge hervortreten könnten, lange völlig ent schlagen, bis endlich vor wenigen Monaten gleichzeitig und unabhängig voneinander zwei

⁵⁾ Vgl. Joh. Kühn, Die Geschichte des Speyrer Reichstags 1529, Schriften des Vereins für Reformationsgesch. Nr. 146 (1929).

hervorragende Gelehrte das so lang Versäumte nachgeholt haben und zwar, wie wir im folgenden zu zeigen hoffen, mit vollem Erfolg. Es sind das der Senior der reformationsgeschichtlichen Forschung, der Theologe Johannes Sicker in Halle, der über das berührte Thema zunächst zwei kurze Hinweise in den Theologischen Studien und Kritiken Jahrg. 1936, 1 und in Nr. 18 des vorjährigen Deutschen Pfarrerblattes gegeben hat, eine ausgiebigere Darlegung aber demnächst vorzulegen verheißt, und Georg Wolfram, der bekannte elsäß-lothringische Historiker und langjährige Geschäftsführer des Wissenschaftlichen Instituts der Elsässer und Lothringer im Deutschen Reich zu Frankfurt. Neuerdings in den Ruhestand getreten, legt uns Wolfram nun als eine Frucht seiner gelehrten Muße das Schriftchen vor: „Ein feste Burg ist unser Gott. Die Entstehungszeit und der ursprüngliche Sinn des Lutherliedes“.⁶⁾

Wie ist es nun aber, werden wir angesichts dieser neuen Pfade, die sich uns geöffnet haben, fragen müssen, zu erklären, daß, wie erwähnt, die ältere Forschung über das Lutherlied an der Haltung seines Verfassers zum Türkenkrieg völlig vorübergegangen ist? Irren wir nicht, so liegt das daran, daß man sich hier eine künstliche Schranke aufgerichtet hat, über die man nun nicht hinüberkommen zu können meint, nämlich mittels der Annahme, ein Lied unseres großen Reformators, und zumal dasjenige, das vor allen anderen eine so große Popularität gewonnen hat, müsse notwendig einen konfessionell-reformatorischen Inhalt haben, müsse der Bekämpfung der Papstkirche und ihrer Anhänger gelten. Sicherlich führt letzten Endes jedes Wort, das Luther gesprochen, jede Zeile, die er geschrieben hat, auf sein großes Lebenswerk, die Erneuerung der abendländischen Kirche, zurück. Aber von der festen Grundlage aus, die ihm sein unerschütterliches Gottvertrauen gab, hat Luther kaum ein Gebiet des öffentlichen wie privaten Lebens seines Volkes außer acht gelassen. Er ist frühzeitig zum deutschen Propheten, zum geistigen Führer seiner Landsleute geworden. „Ein Deutscher bin ich“, ruft er aus, „und für mein Deutschland will ich wirken!“

Es ist danach nur zu begreiflich, daß in Luthers Blickfeld frühzeitig auch die Türken erscheinen, die wie eine unheilswangere Wetterwolke am Himmel des Abendlandes standen und zumal seit der Thronbesteigung ihres kriegerischen

⁶⁾ Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1936. 32 S. 8°.

Sultans Suleimans II., des Prächtigen (1520—1566), in steigendem Maße die christliche Kultur bedrohten. Allerdings nahm Luther dieser Gefahr gegenüber anfangs eine Haltung ein, die befremden könnte. Ihm erschien der Türke als eine Zuchtrute Gottes, der mittels seiner die Christen für ihre Sünden bestrafe. So konnte Papst Leo X. in der Bulle *Exsurge domine* vom 15. Juni 1520 unter die zu verdammenen Sätze Luthers auch den aufnehmen: „Gegen die Türken Krieg führen heißt Gott zuwiderhandeln, der unsere Sünden heimsucht“, und Luther hat in seiner Gegenschrift von 1521 „Grund und Ursach aller Artikel, so .. unrechtmäßig verdammt sind“, jene Auffassung vielmehr eingestanden als zurückgewiesen. Seit jedoch im Jahre 1526 der junge Ungarnkönig Ludwig bei Mohacz gegen die Türken Sieg und Leben verloren, der siegreiche Sultan aber Ungarn eingenommen hatte, änderte Luther seine Auffassung vom Türken. In den „Vier tröstlichen Psalmen“, die er nach der Katastrophe der Witwe Ludwigs, Königin Maria, widmete⁷⁾, klagt er über die „zornigen Fürsten und Bischöfe“, die sich (in Auswirkung ihres Sieges über die aufständischen Bauern vom Jahre vorher) an die armen Bürger und elenden Pfarrer machten, den Türken und seinesgleichen aber in Frieden ließen. Allerdings lagen seit jenem großen Siege der Ungläubigen die Dinge so, daß nicht sowohl die deutschen Fürsten dem Türken, als dieser ihnen das Gesetz des Handels vorschrieb. Im Jahre 1528 sandte König Ferdinand, der selbst die Nachfolge in Ungarn beanspruchte, Botschaft nach Konstantinopel an den Großherrscher, in der Furcht vor weiteren Gewaltschritten dieses, um ihm Frieden und gute Nachbarschaft anzubieten. Aber die Antwort ließ auf sich warten und daß sie günstig lauten werde, glaubten nur wenige. Statt dessen hörte man mit zunehmender Bestimmtheit von großen Vorbereitungen Suleimans zu einer neuen Unternehmung nach Westen. In dieser Lage der Dinge griff nun, „weil eben der Türke uns nahe kommt“, Luther zur Feder, um seinen Landsleuten über seine Stellung zu diesem keinen Zweifel zu lassen und alle Mißverständnisse, die sich an seine früheren Äußerungen über diese Frage geknüpft hatten, aus der Welt zu schaffen. Im Oktober 1528 sandte Luther das Manuskript der neuen Schrift „Vom Kriege wider die Türken“ in die Druckerei; hier jedoch verzögerte sich durch den Verlust einiger Blätter, die schwierig zu ersetzen waren, der Druck

⁷⁾ Wl. 19 S. 542—615. Vgl. Wolfram a. a. O. S. 5.

und die Schrift konnte erst im April 1529 erscheinen.⁸⁾ Luther hatte sie, als er sie ausgehen ließ, auf den neuesten Stand der Dinge gebracht; er bezieht sich in den Schlußabschnitten schon auf die damals, im Frühjahr 1529, wie erwähnt, in Speyer tagende Reichsversammlung und kennt auch schon die Erklärung der Stände vom 24. März, mit der sie die Proposition der kaiserlichen Kommissare beantworteten.

Wohl erkenne er, führt Luther aus, in dem Türken eine der Christenheit von Gott gesandte Geißel oder Zuchtrute; allein daß die Christenheit deswegen die Hände in den Schoß legen solle, sei nie seine Ansicht gewesen. Er habe sich nur dagegen gewandt, daß seine Landsleute sich bewegen ließen, Türkengeld nach Rom zu senden; denn unter dem Namen des Türkenkrieges habe (neben seinem Ablass) der Papst den Deutschen das Geld zumeist aus der Tasche gezogen. Und dabei sei der Papst nicht besser als der Türke: der eine der Antichrist, dieser der Teufel! Der Papst soll also, das ist Luthers Ansicht, die Hände gänzlich vom Türkenwerk lassen; die Organisierung des Krieges gegen die Ungläubigen und die Anführung ist vielmehr Sache der weltlichen Obrigkeit, des Kaisers. Dabei warnt jedoch der Reformator vor leichtfertiger Entfesselung des Krieges, vor einem Angriff mit unzureichenden Kräften, was zu nichts anderem führen könne, als „unsre armen Deutschen auf die Fleischbank zu opfern“. Denn der Türkenkrieg sei ein ander Ding als etwa wider den König von Frankreich, Venedig oder den Papst Krieg zu führen. Und Luther zählt die Reiche auf, über die der Sultan gebietet: Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten, Arabien gehören ihm, er ist Herr über ein Gebiet, größer als Spanien, Frankreich, Deutschland, Welschland nebst Böhmen, Ungarn, Polen, Dänemark zusammengekommen. Dazu kommt, daß Suleiman über die Mittel und Streitkräfte dieses ungeheuren Reiches ohne weiteres verfügen kann: er findet überall Hingabe und Gehorsam.

So ist der Türkenkrieg eine sehr ernste Sache für den Christen, der sich darauf mit Gebet zu Gott und Buße vorbereiten möge. Die Fürsten des Abendlandes aber müßten sich einmütig zusammentun, ihre Streitigkeiten untereinander abtun und mit größtem Ernst und Nachdruck an die Abwehr des Türken heran-

⁸⁾ Herausgegeben von S. Cohrs und A. Goetze in *W.A.* 30, 2 S. 81—148.

treten, wozu sie freilich bis jetzt kaum Miene machen. Wie dem aber sei, Luther will mit dieser seiner Schrift sein Gewissen gewahrt haben und der Verantwortung, die er in sich fühlt, nachgekommen sein, indem er seinen Deutschen die Wahrheit, soviel sie ihm selbst bewußt ist, anzeigt und Dankbaren wie Undankbaren treulich rät und dient!

Wenn es nach diesen Schlußworten scheint, als habe sich Luther mit seiner Schrift vom Kriege wider die Türken diese Angelegenheit nunmehr vom Herzen abgewälzt, so ließ doch der weitere Verlauf der Dinge das nicht zu. Wenige Wochen, nachdem die bewußte Schrift ausgegangen war, erfuhr das Abendland, daß die Gerüchte, wonach der Großherr eine neue Unternehmung gegen die Christenheit vorbereite, der Wahrheit entsprochen hätten. Suleiman verließ am 10. Mai 1529 seine Residenz Konstantinopel und erschien in Ungarn, um in der alten Hauptstadt Ofen dem von ihm berufenen Unterkönig, dem Woiwoden Johann Zapolya, feierlich die Krone des Landes zu verleihen. Dann brach er, weiter westwärts ziehend, in die österreichischen Lande ein: am 26. September zeigten sich die ersten Türken vor Wien.

In dieser Lage der Dinge griff Luther aufs neue zu seiner allezeit wirksamen Waffe, der Feder. An Sorgen und verantwortungsvollen Aufgaben gebrach es ihm freilich auch sonst nicht. Würde sich die evangelische Minderheit im Reiche mit ihrem Protest gegen die Reichsführung behaupten und durchsetzen können? Daß Kaiser und Papst wieder vertragen waren, ließ nichts Günstiges erwarten, zumal da in absehbarer Zeit mit dem Erscheinen des Kaisers auf deutschem Boden gerechnet werden mußte. Was Luthers Tätigkeit im Dienste der Kirchenreform betrifft, so mag daran erinnert werden, daß er damals die Welt mit seinen beiden Katechismen beschenkte, die nach vielseitiger Vorbereitung 1529 ausgegeben wurden. Noch stand ihm aber eine Aufgabe von größter Wichtigkeit und Tragweite bevor: die Auseinandersetzung mit dem Schweizerischen Reformator Huldreich Zwingli. Zu dem Ende verließ Luther bekanntlich im Herbst des Jahres sein stilles Wittenberg und begab sich zur Zusammenkunft mit Zwingli nach dem hessischen Marburg. Auf dem Rückwege von dort erreichte ihn die Kunde, daß die Türken vor Wien ständen. Sogleich war sein Entschluß gefaßt: in dieser Krisis sollte sein Volk die Stimme seines Propheten nicht missen. „Ich plane“, schrieb er, kaum in Wittenberg wieder eingetroffen, tief erschüttert am 20. Oktober an den Freund Hausmann in Dessau, „eine Mahnung an

die Deutschen gegen den Ansturm der Türken zu richten.“⁹⁾ Ehe jedoch dem Entschluß die Tat folgen konnte, kam am 26. Oktober die überraschende Nachricht, daß die Unternehmung gescheitert sei, der Großherr von Wien aus, durch die tapfere Verteidigung der Stadt erschreckt, den Rückzug angetreten habe. „Ein großes Gotteswunder ist geschehen“, schreibt Luther am 27. jubelnd an Amsdorf.¹⁰⁾ Aber den Entschluß, sich zur Türken Sache nochmals vernehmen zu lassen, gibt Luther nicht auf. Er kennt seine Landsleute; er befürchtet, sie werden nach diesem Erfolg sich nur allzu schnell der Sorge um die Zukunft ent schlagen und die Schlafmüge wieder über die Ohren ziehen. Sie aus dieser sehr unangebrachten, ja, gefährlichen Stimmung aufzurütteln, ist der Zweck der „Heerpredigt wider den Türken“, die Luther noch vor Ablauf des Jahres vollendet und veröffentlicht¹¹⁾: keine Siegesfanfare, sondern eine erneute und verstärkte Warnung vor vorschnellem Erlahmen im Widerstand. Luther will, wie er sich ausdrückt, „zuerst die Gewissen unterrichten, danach auch die Saust vermahnen“. Er verhehlt nicht die Schwere der Prüfung, die das Kommen des Türken der Christenheit auferlegt, aber zugleich tröstet er letztere, indem er verheißt, daß die Heim suchung durch den schlimmen Feind von Osten die letzte Prüfung sein werde, die Gott sendet, bevor der Tag des Heils anbricht. Luthers Unterlage hierfür bilden die Weissagungen aus dem alten Testament, in erster Linie die des Buches Daniel. Luther entnimmt nämlich den Traumgesichten des alten Propheten von den vier Reichen, deren Text er in die „Heerespredigt“ vollständig einbezieht, die Gewißheit, daß das Heilige Römische Reich deutscher Nation (als Fortsetzung des imperium Romanum des Altertums) das letzte der irdischen Großreiche sein und bleiben wird, also nicht etwa von einem allumfassenden Reiche der Türken abgelöst werden wird. Und zwar findet der fromme Sinn des Reformators diese Gewißheit sowohl positiv wie negativ im Terte Daniels ausgedrückt und verbürgt. Denn in dem kleinen Horn, das der Prophet laut Kap. 7 v. 8 zwischen den zehn Hörnern, das ist Königreichen, des vierten Reiches hervorbrechen und dann drei jener zehn Hörner oder Reiche an sich ziehen sieht, erkennt Luther den Türken. Diesem fallen also, inter-

⁹⁾ Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechsel Bd. 6 S. 175.

¹⁰⁾ „Heri accepimus Turcam discessisse a Vienna versus Hungariam magno Dei miraculo“. Enders a. a. O. S. 177.

¹¹⁾ Herausgegeben von S. Cohrs und A. Goetze in Wl. 30, 2 S. 149—197.

pretiert er, aus dem ehemaligen Bestand des römischen Großreichs drei Königreiche zu, und diese drei findet er in Kleinasien, Ägypten und Griechenland, die dem Türken ja zugefallen sind. Mehr als diese drei Erwerbungen billigt Daniel jedoch dem Türken nicht zu, also wird es letzterem nicht gelingen, weitere Eroberungen im christlichen Abendlande zu machen, geschweige das römische Imperium zu vernichten und selbst an dessen Stelle zu treten; denn sonst, sagt Luther naiv, müßte ja Daniel lügen und dieser Gedanke ist für ihn natürlich ganz unannehmbar.

So zeigt sich also, daß in der Periode, in die wir die Entstehung des Lutherliedes zu setzen uns berechtigt glauben, der Reformator lange Wochen und Monate hindurch im Banne der Türkenfrage gestanden hat und von dem Gefühl der ihm auf diesem Gebiete erwachsenden Verantwortlichkeit beherrscht worden ist. Damit sind wir nun an den entscheidenden Punkt unserer Untersuchung herangetreten. Gelingt es nachzuweisen, daß die „feste Burg“ dieser Gemütsstimmung ihres Verfassers nicht nur in einzelnen Wendungen, sondern zumal in ihrem ganzen Ethos sich anpaßt, so darf der Beweis für ihre Entstehung aus den Eindrücken der Türkenzeit bei Luther wohl als erbracht gelten. Feststeht und wird auch von der älteren Forschung durchweg anerkannt, daß das Lied nicht irgendwelchen unbestimmten, sozusagen zeitlosen Regungen des Gemüts seines Verfassers entsprungen, sondern zeitlich gebunden — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen: aktuell ist, im Zeitgeschehen wurzelt. Das tritt ja auch schon in der ersten Strophe schlagend, unmißverständlich zutage in dem doppelten „jetzt“ des Dichters: wir befinden uns „jetzt“ in Not, der Feind meint es „jetzt“ mit Ernst, d. h. er gibt seiner feindlichen Gesinnung durch die Tat Ausdruck. Wo aber war damals ein solcher Widersacher vorhanden außer dem Türken, der seit dreiviertel Jahrhunderten in der Stadt Konstantins saß als ein unversöhnlicher Gegner des Christentums und der christlichen Kultur, stets bereit, über das Abendland herzufallen! Von diesem Gegner sagt der Dichter weiter, auf Erden sei nicht seinesgleichen: es handelt sich also um einen Widersacher in Fleisch und Blut und es ist ausgeschlossen, an dieser Stelle an irgendein Erzeugnis der Einbildungskraft, einen Dämon, Teufel, Antichrist usw. zu denken. Das Werkzeug dieses schlimmen irdischen Feindes, fährt das Lied fort, sei viel List und große Macht — eine Zusammenstellung, der wir auch in der Schrift Luthers vom Kriege wider den Türken begegnen.

„Wie kann man“, heißt es da, „mächtiger (d. h. wirksamer) Christum ver-
 stören, denn mit diesen zwei Stücken, nämlich mit Gewalt und mit List.“¹²⁾
 Dementsprechend kann Luther den Lesern seiner beiden Schriften die Macht des
 Türken, dem eine so große Ländermasse in blindem Gehorsam ergeben ist,
 kaum gewaltig genug und derart schildern, daß die Christenheit nichts gleiches
 aufzubringen vermag, und das unterstreicht auch das Lied: „Mit unsrer Macht
 ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!“ Nur göttliche Hilfe kann, fährt
 Luther fort, uns retten; eine solche streitet in der Tat für uns: der Herr Ze-
 baoth, d. i. der Herr der himmlischen Heerscharen. Der muß schließlich das Feld
 behaupten, denn es gibt, singt Luther, keinen anderen Gott. Und hier ist es
 geradezu mit Händen zu greifen, wen der Dichter vor Augen hat, nämlich
 einen Widersacher, der den ewigen Gott, den Vater Jesu Christi, verleugnet und
 ihm seinen „Allah“ entgegenstellt, in dem Luther nur den Teufel erkennen
 kann.¹³⁾ Aber er tröstet: wir brauchen im Vertrauen auf den Herrn der Heer-
 schaaren uns nicht zu fürchten, „auch wenn die Welt voll Teufel wäre und
 wollt' uns gar verschlingen!“ Und an dies letztere Bild klingt wiederum die
 „Heerpredigt“ an, wo es heißt: wenn es möglich wäre, möchte der Türk den
 Christen „allzumal fressen“.¹⁴⁾

Auch der weitere Text des Liedes steht unter der Vorstellung, daß in dem
 Türken die Macht des Teufels wirkt, und zwar sekundiert, wenn ich mich so
 ausdrücken darf, dem Dichter die „Heerpredigt“ in dem Maße, daß sie an ein
 paar Stellen uns hilft den Text des Liedes zu interpretieren. So lehrt sie uns,
 wie der Ausdruck „der Fürst dieser Welt“, den Luther in der dritten Strophe
 des Liedes braucht, zu verstehen sei. „Er ist“, heißt es in der Heerpredigt vom
 Türken, der allerlei Künste treibe und selbst anscheinend Wunderheilungen zu-
 wege bringe, „ein Doctor über alle Doctoren in der Arznei, dazu ein Fürst der
 Welt.“¹⁵⁾ Und wenn das Lied fortfährt, „so sauer er sich stellt“, so bestätigt
 die Heerpredigt¹⁶⁾, der Teufel könne auch ernst sein und sauer sehen“, was nach
 dem Zusammenhang sagen will: beim Türken (man sieht wieder, wie bei Luther
 die Begriffe Türke und Teufel durcheinander gehen) sei manches an und für

¹²⁾ A. a. O. S. 126 Z. 11 f.

¹³⁾ Heerpredigt S. 128.

¹⁴⁾ A. a. O. S. 176 Z. 19 f.

¹⁵⁾ S. 188 Z. 27 f. und vorher.

¹⁶⁾ S. 187 Z. 10 f.

sich Vortreffliche vorhanden, sogar im Bereich des Gottesdienstes: die Geistlichen zeichnen sich durch ihren Lebenswandel aus und wenn jene in ihren Gotteshäusern zusammenkommen und beten, so geschieht das mit solcher Zucht, Stille und schönen äußerlichen Geberden, wie derartiges in unseren Kirchen nicht zu finden ist. So läßt Luther auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren, selbstverständlich ohne dadurch an seiner Grundauffassung irre zu werden, vielmehr um nur desto klarer ins Licht zu stellen, daß trotz allem was etwa in den Einrichtungen der Muhammedsanhänger löblich erscheinen könnte, der Türke „gerichtet“, d. h. verworfen sei, weil ihm der rechte Glaube fehle. Er kann uns deshalb auch nichts anhaben: nur die irdischen Güter, unser Hab und Gut, unsere Ehre, auch unser Leben und das von Weib und Kind kann er nehmen und mag er nehmen: letzten Endes hat er keinen Gewinn davon — d. h. er bleibt vor Gott verworfen — und uns muß das Reich doch bleiben.

„Das Reich muß uns doch bleiben“ — so schließt Luther voller Zuversicht. Man wird, sagt Wolfram¹⁷⁾, keinen Zweifel haben, daß Luther dabei an das Reich Gottes gedacht hat. Aber er wirft gleichwohl die Frage auf, ob hier nicht bei Luther doch auch ein irdischer Gedanke mitspiele? Wolfram stützt sich auf die oben erwähnte Wiederaufnahme der alten Prophezeiungen Daniels von den vier Großreichen, die in der Geschichte aufeinander folgen sollen, und den tröstlichen Schlüssen, die der Reformator daraus entnimmt, daß nämlich der Ausdehnung des Türken Schranken gesetzt seien, er sein Reich nicht werde weiter ausbreiten und sich vor allem nicht an die Stelle des heiligen römischen Reichs werde setzen können. So zeigt sich auch hier das Lutherlied noch in seinen letzten Worten von der zweiten Türkenchrift Luthers gleichsam abhängig. Man kann hier aber zugleich, scheint mir, die frühere Türkenchrift Luthers heranziehen, wo es heißt¹⁸⁾: „Die Welt ist ans Ende kommen; das Römisch Reich ist fast dahin und zerrissen“. Das schreibt Luther unter dem lähmenden Eindruck der Besorgnis vor einem neuen Einbruch der Türken in die Christenheit. Dann aber kommt die Kunde, daß das Unternehmen des bösen alten Feindes gescheitert ist und nun kann Luther zuversichtlich singen: „Das Reich muß uns doch bleiben!“ — nämlich sowohl das Reich hier auf Erden wie dereinst das himmlische Reich!

¹⁷⁾ S. 25.

¹⁸⁾ A. a. O. S. 143 3. 31 f.